Mecklenburg-annahm. Die zweite Tochter, Prinzessin Jutta, ist die Gemahlin des Kronprinzen Danilo von Montenegro.

Sir Edward Grey über den russischen Vorschlag.

Anfrage im Unterhause. — Ausweichende Antwort Sir Edward Greys.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

London, 11. Juni.

Auf eine Anfrage des Abgeordneten King im Unterhause, ob ein Flottenabkommen mit Rußland bestände, gab heute Sir Edward Grey eine seiner delphischen Antworten, die niemand schlüssig deuten kann. Er sagte, ähnlich hätten King und Byles bereits voriges Jahr den Premierminister gefragt. Damals hätte Asquith erwidert, wenn ein Krieg in Europa ausbrähe, wären keine unveröffentlichten Abmachungen da, die die Regierung binden würden oder dem Parlament die Freiheit nähmen, zu entscheiden, ob England an einen Krieg teilnähme. Diese Antwort von vorigem Jahre erschöpfte auch heute die Anfrage. Sie wäre so wahr wie damals, keinerlei Verhandlungen wären abgeschlossen oder im Werden mit irgendeiner Macht, und soweit er wüßte, auch nicht beabsichtigt. Sollte irgend welches Abkommen geschlossen werden, das jene Antwort zu modifizieren nötigte, so sollte das nach seiner Meinung und würde auch, wie er annähme, vor das Parlament gebracht werden. (Da der Abgeordnete King gefragt hat, ob ein Flottenabkommen mit Rußland bestehe, konnte Sir Edward Grey so ausweichend antworten. Das wäre weniger leicht gewesen, wenn der Abgeordnete gefragt hätte, ob über ein solches Abkommen verhandelt werde. D. Red.)

* Premierminister Asquith erklärte, wie uns aus London telegraphiert wird, gestern im Unterhaus, daß, wenn die Führer der Opposition im Oberhause dies wünschten, die **Zusatzbill zur Homerulebill** noch vor der zweiten Lesung des Gesetzes eingebracht werden würde. Auf eine Anfrage des Liberalen Byles, ob das Marineamt die Wirkung der Verwendung von Wasserflugzeugen auf den Gefechtswert der heutigen Schlachtschiffe prüfe, und ob irgendeine Aenderung des gegenwärtigen Flottenprogramms beabsichtigt sei, erwiderte Churchill, daß alle diese Fragen ständig von dem Marineamt studiert würden, er habe aber gegenwärtig keine Erklärung darüber abzugeben.

Die Parteien und das Kabinett Ribot.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 11. Juni.

In radikalen Kreisen ist man gegen den Deputierten Margaine aufgebracht, der, wie gemeldet, das Unterstaatssekretariat des Krieges angenommen hat, obwohl er zur unifizierten radikalen Partei gehört. Margaine ist nun umgehend aus der Partei ausgetreten. Wenn es in den Reihen der radikalen Partei noch mehrere so umgängliche Abgeordnete gibt, wird Herrn Ribot der Kampf nicht allzu schwer werden. Die Gruppe der republikanischen Linken hat heute in einer Tagesordnung die Notwendigkeit des dreijährigen Dienstes anerkannt, aber auch den Wunsch ausgesprochen, daß das Ministerium sich nur auf eine rein republikanische Mehrheit stützt, mit anderen Worten, diese Partei, die ungefähr sechzig Abgeordnete zählt, wird sich ein wenig zieren, aber doch zusammen mit Ribot und der Rechten gehen. Die Sozialisten der Gruppe Jaurès beschlossen, das Ministerium morgen mit jedem Mittel zu bekämpfen. Vermutlich werden Sozialisten und Radikale morgen gleich gegen die Priorität der von der Regierung angenommenen Tagesordnung stimmen, um so eine Debatte über die Prinzipienfrage zu vermeiden.

Paris, 11. Juni. (W. T. B.)

Die Minister und Unterstaatssekretäre besprachen heute abend in einem Kabinettsrat die Regierungserklärung, deren Wortlaut morgen vormittag in einem Ministerrat unter dem Vorsitz des Präsidenten der Republik endgültig festgesetzt werden wird. Die Erklärung wird morgen nachmittag in den beiden Kammern verlesen werden. Die Regierung wird in der Erklärung ihren Entschluß verkünden, daß sie sich nur auf eine republikanische Mehrheit stützen werde. Falls eine solche Mehrheit fehle, werde sie sich zurückziehen. Der heutige Ministerrat hat beschlossen, daß der nächste Anleihegesetzentwurf sofort nach der Debatte über die allgemeine Politik im Anschluß an die Regierungserklärung auf dem Bureau der Deputiertenkammer niedergelegt werden wird. Die Modalitäten der Anleihe werden in dem morgigen Ministerrat festgesetzt werden. Der radikale Deputierte Girard teilte dem Ministerpräsidenten mit, daß er ihn über die dem Botschafter Paléologue zugeschriebene Aeußerung über das Dreijahresgesetz interpellieren werde. — Bei einem Bankett des republikanischen Verbandes des Seine-et-Oise-Departements hielt der Senator und ehemalige Botschafter Baron de Courcel eine Rede zugunsten des Dreijahresgesetzes, in welcher er unter anderem sagte: „Fürst Bismarck erklärte mir eines Tages, er betrachte eine Nation nur von dem Gesichtspunkte ihrer Allianzfähigkeit. Bismarck wollte damit sagen, daß ihm eine Nation nur insofern interessiere, als sie fähig sei, Anstrengungen zu unternehmen, um sich Verbündete und Freunde zu sichern. Wollen wir eine allianzfähige Nation bleiben? Darum handelt es sich bei dem Dreijahresgesetze.“

Barrikadenkämpfe in Neapel.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Rom, 11. Juni.

Heute fand in Neapel die Beisetzung des bei den gestrigen Zwischenfällen getöteten Arbeiters Sabatelli statt. Dabei kam es zu vandalischen Szenen. Der Pöbel riß die schönen Akazienbäume des Boulevards Rettifilo aus, türmte Barrikaden daraus auf, übergoß sie mit Petroleum und zündete sie an. Das schlimmste Gesindel rumorte in den Straßen und überschüttete Polizei und Militär, die gegen die Barrikaden zogen, mit einem Steinhagel. In den Hauptstraßen wurden die Caféhäuser verheert; die elektrische Beleuchtung wurde zerstört und anderes Unheil angerichtet. In Bologna schritten bewaffnete Bürger selbst ein und stellten die Ruhe wieder her. Das „Giornale d'Italia“ stellt fest, daß der Eisenbahnerstreik, der am 9. Juni durch das Eisenbahnersyndikat beschlossen wurde, vollkommen fehlgeschlagen ist. Ein großer Teil des Personals sei nicht in den Ausstand getreten, und so hätte sich der Bahnverkehr regelmäßig abgewickelt trotz einiger Fälle von Sabotage und von Versuchen in dieser Richtung.

Eine italienische Präfektur in Brand gesteckt.

Der gemaßregelte Vizepräfekt von Ancona.

Außer dem Bahnhof ist, wie aus Rom gemeldet wird, auch die Prätur in Brand gesteckt worden; eine Abteilung Feuerwehr ist aus Bologna abgegangen, um Hilfe zu leisten. Auf die Eisenbahnbrücke über die Arda wurde ein Anschlag verübt, offenbar, um die Verbindung Bologna—Mailand an einem wichtigen Punkte zu unterbrechen. Die Explosion war auf mehrere Kilometer hörbar. Die Beschädigungen der Brücke waren jedoch nur leicht und sind sofort ausgebessert worden, so daß die Züge regelmäßig verkehren. Die Leitung der Straßenbahn in Neapel hat den Betrieb gestern noch nicht wieder aufgenommen, um Zwischenfälle zu vermeiden. Die Werftarbeiter bei Armstrong wurden durch Ausständige an der Arbeit verhindert. Der Eisenbahnbetrieb in Genua ist bis auf einige Zugverspätungen regelmäßig. Die Zeitungen sind erschienen. In den Nachbarorten San Pier d'Arena und Sestri dauert der Streik an. Der Minister des Innern hat den Vizepräfekten von Ancona Cossu Cossu vom Amte suspendiert und vor den Disziplinarrat gestellt, weil er am 9. Juni nachmittags die Oberleitung der Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung ohne Ermächtigung durch seine Vorgesetzten der Militärbehörde übertragen hat. Seine Amtsgeschäfte werden durch den Präfekten von Perugia wahrgenommen.

Abessinische Geschützbestellungen in Oesterreich.

(Von unserem Korrespondenten.)

Addis Abeba, 18. Mai.

Vor einigen Monaten ist der hiesige österreichische Konsularagent, Konsul K. Schwimmer, der früher für die Hamburger Firma Thor Jensen hier tätig war, mit vier jungen Abessiniern nach Wien gereist. Es hieß damals, er habe von dem Thronfolger Lidj Ejassu den Auftrag erhalten, in Wien einige Kanonen oder Schnellfeuergeschütze für Abessinien zu besorgen. Nun treffen hier genauere Nachrichten über diese „Neubewaffnung“ Abessiniens ein. Durch Vermittelung der „Bank of Abyssinia“ sind an Herrn Schwimmer 278 000 Kronen nach Wien überwiesen worden, wofür eine Anzahl in Oesterreich fabrizierte Maschinengewehre geliefert werden. Konsul Schwimmer verläßt in den nächsten Wochen Europa, um hierher zurückzukehren. Zugleich mit ihm trifft ein österreichischer Artilleriehauptmann hier ein, der mit einem Jahresgehalt von 10 000 Francs angestellt sein soll, um den Abessiniern Instruktionen im Schießen zu geben. Man darf gespannt darauf sein, wie sich zu diesem Waffenankauf Frankreich stellen wird, das bekanntlich seit Anfang 1912 die Waffendurchfuhr durch Dschibuti, dem französischen Zugangshafen für Abessinien, inhibiert hat.

Deutschland.

* Die alte Geschichte, die ewig neu bleibt im Lande Preußen, hat sich wieder einmal ereignet: wer **Mißstände aufdeckt,** wird bestraft. Dem Schneidermeister Jahnke aus Spandau, über dessen Verurteilung wir im Abendblatt berichteten, ist es ja noch leidlich ergangen, obwohl 100 Mark Geldstrafe in diesen teuren Zeiten für einen Handwerksmeister im allgemeinen kein Pappenstiel sind. Aber es hätte schlimmer kommen können, wenn man bedenkt, daß der Wahrheitsbeweis „vollständig mißlungen“ ist! Der Angeklagte scheint, wie das ein Mensch im Aerger über entgangenen Verdienst ja wohl tut, seine Behauptung um einen Grad zu scharf gefaßt zu haben. Daß Feldwebel und Unteroffiziere von Lieferanten geschmiert worden waren, und zwar zum Teil recht kräftig, konnte er beweisen. Dergleichen pflegen Lieferanten ja nun nicht aus allgemeiner Menschenliebe zu tun, sondern zu einem bestimmten, sehr naheliegenden Zweck. Nur konnte der Angeklagte keinen Einzelfall beibringen, wo dieser Zweck nachweislich erreicht worden war, das heißt, wo ein Unteroffizier einen Untergebenen gezwungen hatte, bei einem Spender von Schmiergeldern zu bestellen. Der Nachweis mag so ganz leicht nicht zu führen sein, und für das Publikum genügt die Tatsache, daß wieder einmal Schmiergelder gegeben und genommen worden sind, durchaus, um die Behauptung des Schneidermeisters menschlich begreiflich und nicht nur verzeihlich, sondern verdienstlich zu finden. Hat sie doch zur Aufklärung von „Mißständen“ geführt! Die Richter aber dürfen das Verdienst, das der Angeklagte sich um die öffentliche Reinlichkeit erworben hat, nicht anrechnen gegenüber dem Zuviel im Ausdruck, das ihm — ohne rechtskundigen Beistand, wie er war — über die Zunge geglitten ist! Die Richter müssen nach dem Buchstaben urteilen und verurteilen, wie sie ja auch den Mann, der die schweren Kölner Polizeiskandale aufgedeckt hatte, zu 500 Mark Geldstrafe verurteilen mußten, weil er zwar neunundneunzigmal recht behalten, einmal aber daneben gehauen hatte. Daß aber die Richter so urteilen müssen, wächst sich, angesichts der Häufung minder wohlriechender Fälle, nachgerade auch zu einem „Mißstand“ aus. Unser Juristenrecht wandelt Wege, die weit und immer weiter weg führen von dem, was jeder gesunde Mensch an Rechtsgefühl von Mutter Natur mitbekommen hat.

* In der „Führerzeitung“ des **„Wandervogel“,** in der bekanntlich zuerst die Austreibung der jüdischen Kinder aus den Wandervogelbünden gefordert wurde, verteidigt jetzt der Realschuldirektor Neuendorff-Mülheim a. d. R., Bundesleiter des Wandervogels E. V., die in Frankfurt a. O. beschlossene Resolution. Er erzählt zunächst, es habe früher im „Wandervogel“ einen Antisemitismus nicht gegeben, die Juden aber „hatten im allgemeinen weder viel Verständnis, noch viel Neigung für ihn“. Das sei auch „gar nicht verwunderlich“, denn im „Wandervogel“ sei die Liebe zum deutschen Volkstum gepflegt, seien alte deutsche Lieder und altes deutsches Hausgerät ehrfurchtsvoll gesammelt, sei „die germanische Sonnwendfeier neu belebt“ worden. Dann sagt der Herr Realschuldirektor, zur Erläuterung der Frankfurter Erklärung: „Das Wesen des Wandervogels ist ganz und gar deutsch und wurzelt in deutscher Vergangenheit. Daher ist es verständlich, daß Juden mit besonders ausgeprägten Rasseneigentümlichkeiten, die für diese Vergangenheit naturgemäß kein Verständnis haben, nicht in den Wandervogel passen werden.“ Trotzdem versichert Herr Neuendorff natürlich auch jetzt noch, daß die Juden erst die ganze Frage in den „Wandervogel“ hineingetragen hätten. Auch seine neuen Erklärungen lassen den Mangel an Courage und die Unaufrichtigkeit erkennen, die entschieden zu den „besonders ausgeprägten Eigenschaften“ dieses Pädagogen gehören. Neben seinem Artikel finden sich in der „Führerzeitung“ dann noch Auslassungen der „Führer“ Dankwart Gerlach, Wolf Bader, Walter Fischer, Sidow usw. In diesen Beiträgen äußert sich die antisemitische Gesinnung zwar zumeist in einem miserablen Deutsch, dafür aber mit schöner Offenheit. In einem der Artikel heißt es beispielsweise wieder sehr anmutig: „Hassa juchhei, und der Jud ist dabei! Und er mauschelt dabei!“ Der Führer Wolf Bader plaudert über seine Erlebnisse in Frankfurt a. O.:

„Ich hatte meiner Frau vor Frankfurt gesagt, sie dürfe sich nicht einhaken, nicht jeder sähe die Ringe. Und im

Schützt Alt-Berlin!

Von

Ernst Lissauer.

Ernst Lissauer, der Dichter von „1813“, selbst ein Sohn Berlins, tritt hier in seiner temperamentvollen Art für den Schutz der Alt-Berliner Baudenkmäler ein.

Berlin hat sich den Ruhm erworben, die modernste Stadt Deutschlands zu sein, das heißt: die am meisten amerikanische. Berlin hat den Zustand zwischen der mittleren Stadt und der Weltstadt übersprungen; es ist niemals eine große Stadt gewesen, sondern es war sofort eine ungeheure. Es hat sich nicht organisch entwickelt, sondern in Sprüngen; in immer größeren Sprüngen. Darum wirkt Berlin als eine neue Stadt. Es ist aber sechs bis sieben Jahrhunderte alt, seit fünfen Sitz von Kurfürsten, seit zweien Sitz von Königen. Und dennoch wirkt es fast als eine Stadt ohne Geschichte.

Die Geschichte einer Stadt ist versteinert in ihren Bauten. Als sich in den letzten vier Jahrzehnten Berlin baulich völlig erneuerte, wuchsen ihm nicht nur neue, vollkommen charakterlose Stadtteile an, sondern auf dem Boden des alten Berlins selbst entstanden neue Stadtteile: Gebäude wie durch enorme Schablonen fabrikmäßig hingemauert. Berlin hat keine Altstadt. Was von dem alten Berlin vorhanden ist, sind dürftige Trümmer, verstreut, versprengt, die man sich mit liebreicher Mühe zusammentragen kann, wie einer den versprengten Hausrat seiner Vorfahren neu sammelt, aus dem Trödelladen der Zeit. Jedoch von dem alten Berlin ist gegenwärtig immerhin noch mehr übrig, als man denkt, als die fremden Besucher vermuten, als selbst Baedeker meint (der Berlin in einem besonderen Bande beschreibt). Wie lange noch, und auch diese Reste sind entstellt oder vernichtet! Es ist zu fragen, ob das gut ist, und ob es geschehen muß.

Nach einem Rausch der entdeckenden und erfindenden Kräfte beginnt die Zeit sich auf sich selbst zu besinnen: uns Jungen ist dies alles, was der vorigen Generation Selbstzweck war, nur Mittel, Mittel für die Erweiterung der Seele, die Spannung der Kräfte, Mittel einer näheren Freundschaft mit den Elementen, eines heißeren Verkehrs mit der Welt. Unter all diesen Siegen von Physik und Physik soll unserer Seele nicht erliegen. Inmitten des Lärmes vermögen wir uns eine Stille zu erbreiten; inmitten der Eile vermögen wir auch langsam zu sein; wir haben wieder Zeit. Und so, aus der Seele fordernd, frage ich: ist es wirklich ohne allen Belang, daß das Bild einer Stadt nichts von ihrer Geschichte abbildet, daß sie dasteht wirklich nur aus Stein, gänzlich ohne Wurzel im Vergangenen, ohne die geistig vegetative Kraft des Gewordenen? Berlin ist ungeheuer gewachsen in den letzten Jahrzehnten: das ist imposant. Es hat nur in die Zukunft gesehen: das ist stark. So ist es zu der mächtigen Stadt geworden voll Tempo, Arbeit, Rhythmus, Energie. Aber Janus, vormals zu Rom der Gott alles Eingangs und alles Ausgangs, dem auch alle Straßendurchgänge und alle Tore geweiht waren, blickt mit doppeltem Antlitz vorwärts und rückwärts. Und so tut auch der, dem nicht nur die Durchgänge und die Tore, sondern auch die Straßen und die Bauten geweiht sind: der Gott der Städtebaukunst.

Berlin hat eine Epoche hinter sich bar aller Kunst im Bauen, in der aber doch ungeheuer viel gebaut worden ist. Ein Geschlecht von Baumeistern beginnt jetzt von neuem, einen künstlerischen Stil zu schaffen, und es knüpft mit Bewußtsein und aus Naturnotwendigkeit an den überlieferten Stil an. Bald aber werden die Beispiele einer berlinischen Ueberlieferung, wie sie aus märkischen, preußischen und entlehnten Elementen in der berlinischen Atmosphäre zusammenwuchs, überhaupt mangeln. Schon jetzt ist das ältere Berlin beschränkt auf die Gegend der Linden und der Wilhelmstraße. Das gräflich Redernsche Palais dort ist gefallen. Nun fällt der Krollsche Bau. Bereits ist die alte Bauhofstraße, hinter dem Hegelplatze, zum Abbruch bestimmt: dort soll die Kaiserjubiläumstraße erstehen. Das Haus am Kupfergraben Numero Sieben, vielleicht das schönste Haus von Berlin überhaupt, von manchen Knobelsdorff zugeschrieben, wird damit seiner natürlichen Umgebung beraubt, und einer der architektonisch besten Blicke, vom Hegelplatz durch die Bauhofstraße auf die nördliche Mauer dieses Hauses, wird zerstört. Wenn Berlin Ueberfluß hätte an solchen Durchblicken, so wäre hiergegen wenig einzuwenden. Aber dergleichen gibt es in Berlin ja fast überhaupt nicht mehr! Nun wird auch das Kastanienwäldchen hinter der Universität, einer der wenigen Baumbestände innerhalb Berlins, großenteils gefällt!

Neulich wurde glücklicherweise Einspruch erhoben gegen eine neue Fahrstraße quer durch den Tiergarten; die Erhaltung des Tiergartenviertels in seiner jetzigen Gestalt und Eigenart als Villenkomplex ist von mehreren Instanzen einhellig beschlossen worden. Jedoch nicht nur in diesem Teil des Westens, der allmählich „der alte“ heißt und meiner Generation fast schon ein Stück Alt-Berlin bedeutet, auch in anderen Teilen, sind noch einige letzte geschichtlich umwitterte Reste zu erhalten, vornehmlich im Zentrum.

Seit einiger Zeit ist nun auch der letzte Rest des eigentlichen alten, des Ur-Berlin, von der Stadt zum Abbruch bestimmt worden: der Krögel. Einst war der Krögel eine Bucht an der Spree, die dann später zugeschüttet wurde und als Gasse „Am Krögel“ hieß und heißt. Sie führt vom Molkenmarkt zur Spree und wird von zwei alten Gebäuden eingefaßt, der alten Hausvogtei, wo Reuter in Haft gesessen hat, und einem Gebäude mit Fachwerk, mit geborstenem Brunnen, winkeligen Treppen, einer Sonnenuhr und Dachwinde, wie es sonst heute in Berlin überhaupt nicht mehr anzutreffen ist. Es ist ein bauliches Denkmal uralter Zeit, fünf- bis sechshundert Jahre alt, eine Stätte aus der Mitte des alten Berlin, wo einfachere Bürger gehaust haben. Das Ermelersche und das Ephraimsche Haus, die beide von der Stadt angekauft wurden, sind hingegen Patrizierpaläste des achtzehnten Jahrhunderts, ein Teil, tel so alt wie das Krögelgebäude. Selbst wenn der künstlerische Wert des Gebäudes — dessen galeriertiger, von parallel verstellten Stützbalken getragener Vorbau ungewöhnlich ausgeglichene Verhältnisse weist — nicht bedeutend sein sollte, so ist der kulturgeschichtliche Wert solcher Stätte gar nicht zu überschätzen: mit unendlich viel mehr Kraft als ein Museum spricht eine solche Hofstatt mitten im Treiben von heute, mitten im elektrischen Lärm und Licht von der Vergangenheit, die von leichtfertigen Geschlechtern sonst ringsum ausgerottet worden ist. Zwei Prellblöcke, aus Eisen gegossen, sind aufgestellt: aus kelchartigem Ornament wächst ein behelmter Kopf: der eine außen am Markt Wache haltend, im Gesicht verletzt, der andere, vor einer Torfahrt tiefer in der Gasse, seitlings am Gemäuer lehnend, umgesunken, ermüdet. Solche Figuren mitten in Berlin, drei Schritt von den Schienen der Trambahn, — ist Berlin nicht reich genug, um sich solche geschichtliche Statt zu erhalten? Aller Wert haftet hier am Ort selbst; im Märkischen Museum sind diese Figuren Gerümpel. Rechts hinter dem Eingange hängt eine Polizeiverordnung, von 1830: älter als die weitaus meisten Häuser in Berlin, aber jung, geschichtslos im Vergleich mit dieser, von Zeitnebel umgrauten Wohnstatt, aufgebaut an dem Flusse, dem Berlin zu einem Teile Wohlstand und Bedeutung verdankt, mit der Fischerstraße wahrscheinlich die Keimzelle der ungeheuren Siedelung, die Berlin heute ist.

Gerade diese Stadt voll Zukunft, diese Ahnin unter den Städten, sollte stolz sein, an einigen Stellen so tief zurückzureichen in die Vergangenheit, ein Bauwerk zu wahren, und den nachkommenden Geschlechtern zu übergeben, das heute älter ist als ein halbes Jahrtausend.

Auch über Städten steht das Wort: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt“.